

Abdulrazak Gurnah: „Das versteinerte Herz“

Fatales Familiengeheimnis

Von Wolfgang Schneider

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 31.05.2024

Seitdem Abdulrazak Gurnah 2021 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde, haben einige seiner Romane auch viele deutsche Leser gefunden, allen voran „Das verlorene Paradies“ und „Ferne Gestade“, in denen der Kolonialismus konsequent aus der Perspektive derjenigen erzählt wird, die ihn am eigenen Leib erfahren haben – der Afrikaner. Nun erscheint „Das versteinerte Herz“ erstmals auf Deutsch und befasst sich mit der postkolonialen Epoche, die im Fall von Gurnahs Heimat Sansibars alles andere als ein befreiender Aufbruch war.

Salim kann's nicht verstehen. Was ist bloß los mit seinem Baba? Der verträumte Junge ist gerade sieben Jahre alt, als sein Vater in Depression versinkt, die Familie verlässt und sich wie ein Eremit in einem schäbigen Zimmer am anderen Ende der Stadt verkriecht. Fortan besteht die einzige Verbindung darin, dass die Mutter und später Salim selbst ihm täglich wortlos eine warme Mahlzeit dort vorbeibringen. Was hat den Vater nur so ruiniert? Die Mutter reagiert auf Salims Fragen ausweichend, nur einmal deutet sie etwas an:

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Es ist zu furchtbar. Ich habe ihm großes Leid zugefügt, und nun macht er eine Religion daraus.“

Abdulrazak Gurnah erzählt von einer Kindheit und Jugend in Sansibar, die von einem quälenden Familiengeheimnis überschattet wird. Dazu kommt die bedrückende politische Situation. Auf die Befreiung vom britischen Kolonialismus folgt 1964 die sozialistische Diktatur. Terror, Verhaftungen, Enteignungen bestimmen das Leben. Eindrucksvoll schildert der Roman die überlebensnotwendige Anpassung der Menschen:

„An den Straßenecken lungerten bewaffnete Männer in fremden Uniformen herum. Die Familie lernte, jeden Blickkontakt und jede Provokation zu meiden und wegzuschauen, wenn es zu Grausamkeiten in der Öffentlichkeit kam.“

Kälte und Demütigung

Abdulrazak Gurnah

Das versteinerte Herz

Aus dem Englischen von Eva Bonné

Penguin Verlag, München

362 Seiten

26,00 Euro

„Nach einer Weile“, erzählte meine Mutter, „war es, als würde all das gar nicht passieren und als wäre darüber zu sprechen eine heillose Übertreibung. Also verstummten wir, worauf die Realität sich weiter entfernte und noch unwirklicher wurde.“

Nach einigen Jahren bessert sich die Lage etwas, und für Salim eröffnet sich die Chance auf ein Studium in England. Sein Onkel Amir, der umtriebige Bruder der Mutter, der inzwischen als Diplomat in London lebt, nimmt ihn in seinem Haus auf. Salim aber kann die selbstherrliche Großzügigkeit des Onkels kaum ertragen. Er spürt: Auch hier stimmt etwas nicht. Offenbar hat Amir etwas gut zu machen bei der Mutter.

Dazu kommt, dass er Salim zu einem Studium der Betriebswirtschaft zwingt, was überhaupt nicht seine Sache ist. Als er dem Onkel eröffnet, dass er sich lieber der Literaturwissenschaft widmen will, gerät der in eine höchst undiplomatische Wut. Der Bruch ist nicht zu vermeiden. Salim wohnt fortan in wechselnden Migranten-WGs, studiert Literatur, schlägt sich durch, bekommt später einen Job bei der Stadtverwaltung, fühlt sich aber nicht wirklich willkommen im kalten England. Er erinnert sich an Erzählungen seines Großvaters, der schon als Intellektueller in Sansibar genervt war vom britischen Habitus der damaligen Kolonialisten:

„Ihr selbstironisches Auftreten sollte in Wahrheit nur die blasierte, herablassende Arroganz kaschieren, mit der sie anderen Menschen begegneten, vor allem gebildeten Eingeborenen wie ihm, die besser in Untertänigkeit und Ignoranz verharren sollten. Und wenn sie mit ihren rücksichtslosen Methoden konfrontiert wurden ... nun ja, manchmal erforderte Güte eben eine gewisse Grausamkeit.“

Das Ende des Verstummens

Eine andere Form der Grausamkeit erlebt Salim, als ihn seine große Liebe, die Halbinde Billie, von einem Tag auf den anderen verlässt, weil sie dem Druck ihrer Familie nicht gewachsen ist. Ihre Mutter droht mit Selbstmord, wenn sie die Beziehung mit dem muslimischen Afrikaner (sie drückt sich noch viel beleidigender aus) nicht sofort beendet – eine tiefe Demütigung für Salim. In Briefen an seine Mutter schreibt er sich den Frust von der Seele; die meisten geraten allerdings zu ehrlich, um sie abzuschicken. Es sehnt sich zurück nach Sansibar. Aber vor seiner Rückkehr stirbt die Mutter überraschend – auch ihre Krankheitsgeschichte hat sie ihm verschwiegen.

Allerdings hofft Salim nicht vergebens darauf, dass sein Vater nun endlich das Schweigen über das Familiengeheimnis bricht. In seiner Einsiedler-Kammer setzte der alte Mann erstaunlich temperamentvoll und bissig an zur finalen Beichte und greift dabei noch einmal weit zurück in die Vergangenheit der Familie und des Landes. Ohne zuviel zu verraten – es ist eine dunkle Geschichte von Macht, Missbrauch und Willkür im sozialistischen Sansibar. Sarkastisch wird dabei auch erklärt, warum es so schlecht klappt mit der Demokratie in Afrika:

„Wie einer der ins Präsidentenamt gewählten Würdenträger argumentierte, handelte es sich beim Einparteienstaat um ein genuin afrikanisches Konzept und um die Fortführung einer überlieferten Praxis: Herrschaft via Konsens. Eine Opposition hätte für Streit und Chaos gesorgt, während der Einparteienstaat den Zusammenhalt der Menschen beförderte und den Geist frei machte für jene einzigartige afrikanische Mischung aus Geschlossenheit und Gehorsam, um die uns die ganze Welt beneidete.“

Der Literatur-Nobelpreisträger Abdulrazak Gurnah erfindet das Erzählen nicht neu. Er schreibt einen konventionellen Stil, dessen Qualitäten man allerdings leicht unterschätzt: unangestrengt, schlackenlos, präzise. „Das versteinerte Herz“ ist ein spannender, in seinem kontemplativen Ton aber nie reißerischer Roman, der vieles verbindet: Lebensalter und Weltteile, die ungeborgene afrikanischen Kindheitswelt und das Migrantenleben im abweisenden London, Spätfolgen des Kolonialismus und das Missraten der Unabhängigkeit. Meisterhaft zeigt Gurnah die Auswirkungen der politisch-historischen Fatalitäten auf das Schicksal einer Familie. Und flicht in dieses Netz noch literarische Bezüge ein. Denn der leidenschaftliche Leser Salim entdeckt, dass das Muster seiner leidvollen Familiengeschichte bereits in einem Stück von Shakespeares zu finden ist. Was dort eine gute, komödienthafte Wendung nimmt, gerät in Sansibar allerdings zur Tragödie. Das wahre Leben versteht keinen Spaß.